

DER VERGESSENE RAUM

Michael Noack

„Die Jahre 1990-2000 stehen für den Spatial Turn, [...] die [...] alle Disziplinen durchziehende [...] Einsicht, dass Räume (architektonische Räume, städtische Räume, Regionen, Nationalstaaten, Schlafzimmer, Freizeitparks, Flusslandschaften) soziale Produkte sind“ (Löw 2015).

Zusammenfassung | Raumsoziologische Diagnosen wie die in dem vorangestellten Zitat erwecken den Eindruck, durch die (Wieder-)Entdeckung der Raumkategorie erhielten „alle Disziplinen“ einen Entwicklungsschub. Doch wurde die Einsicht, Räume *auch* als soziale Produkte zu verstehen, tatsächlich erst zwischen 1990 und 2000 erlangt? Der vorliegende Beitrag fragt, ob Räume zuvor keine Bedeutung für disziplinäre Reflexionen und für professionelles Handeln hatten und was Räume als soziale Produkte kennzeichnet.

Abstract | Spatial-sociological diagnoses, like the one in the preceding quotation, convey the impression that the (re)discovery of the spatial category gives a boost to the development of “all disciplines”. Yet is it true that the insight that spaces are social products, *too*, was in fact only achieved between 1990 and 2000? This article raises the question of whether spaces did not have any meaning for multidisciplinary reflexions and for professional action before, and it investigates the characteristics of spaces as social products.

Schlüsselwörter ► Soziologie ► Sozialraum
► Gemeinwesenarbeit ► Sozialpädagogik
► Theorie ► Definition

1 Ein Blick zurück: Raum vor dem vermeintlichen „Spatial Turn“ | Laut Löw (2001, S. 9) wurde die sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Raumkategorie aufgrund des nationalsozialistischen Bezugs auf ein „Volk ohne Raum“ lange Zeit als reaktionär bewertet. Wie aus dem obigen Zitat hervorgeht, hat die Soziologie den Raum insbesondere seit den 1990er-Jahren entdeckt. Hier wird die These von einer Wiederentdeckung der Raumkatego-

rie vertreten. Die Rede von einer sozialwissenschaftlichen Wiederentdeckung der Raumkategorie soll die Beschäftigung mit dem Raum durch Pioniere der relationalen Soziologie, der Settlementbewegung in Chicago sowie der sogenannten Chicago School of Sociology und der Sozialarbeitswissenschaft vor dem „Spatial Turn“ hervorheben.

1-1 Relationale Soziologie | Die Soziologie weist eine lange Tradition relationalen Denkens und Forschens auf. Bei der relationalen Soziologie handelt es sich um eine Theorieperspektive, die den Fokus weder allein auf individuelle Akteure mit ihren subjektiven Präferenzen noch ausschließlich auf Sozialstrukturen richtet, sondern die Wechselwirkung zwischen beiden Dimensionen fokussiert, um gesellschaftliche Prozesse zu erklären. Der Tradition relationaler Soziologie lässt sich unter anderem Georg Simmel zuordnen (Häußling 2010, S. 63). Nach Simmel (1992) lassen sich gesellschaftliche Sachverhalte auf der Grundlage relationaler Wechselwirkungen erklären. „Als zentrale Analysedimensionen einer konkreten Wechselwirkungsform bringt Simmel raum-, zeit- und anzahlbezogene Aspekte ins Spiel. [...] In Bezug auf die Raumdimensionen spielen Faktoren der räumlichen Nähe, Mobilität und Beschaffenheit gegebener Grenzen eine Rolle“ (Häußling 2010, S. 65).

Für Simmel ist nicht allein der territoriale Raum von Bedeutung, sondern zum einen die aufgrund der räumlich-baulichen Struktur, der Ausstattung und der geografischen Lage sich ergebenden Handlungsmöglichkeiten, die das sinnliche Raumerleben beeinflussen. Zum anderen hebt Simmel (1992) die subjektiven Interpretationen des Raums als Lebensraum, der auch über administrative Grenzen hinausgehen kann, hervor.

1-2 Settlementbewegung in Chicago und Chicago School of Sociology | Die erste empirisch angelegte Analyse räumlicher Ausprägungen gesellschaftlicher Verhältnisse erfolgte nicht, wie häufig angenommen, in den 1920er-Jahren durch Wissenschaftler der sogenannten Chicago School of Sociology. Bereits in den 1890er-Jahren, vor der Gründung des Soziologiedepartments an der Universität von Chicago, führten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Settlements „Hull-House“ empirisch angelegte, gebietsbezogene Studien durch. Im Rahmen dieser „Armutsstudien“ wurden beispielsweise die Einkommensver-

hältnisse jener Familien kartiert, die in der Nähe des Hull-House lebten. *Park, Burgess und McKenzie*, Wissenschaftler der Universität von Chicago, widmeten sich in den 1920er-Jahren der Frage, wie territoriale und soziale Aspekte zusammenhängen, und leiteten aus den Analyseergebnissen Hinweise ab, wie sich „mithilfe von Sozialplanung und Neighbourhood Work die Lebenssituation der Menschen verbessern ließe“ (Fehren 2008, S. 289).

1-3 Sozialarbeitswissenschaft | Auch in sozialarbeitswissenschaftlichen Debatten wird konstatiert, eine Hinwendung zum Raum sei erst in den 1990er-Jahren erfolgt (Stoik 2015). Die räumliche Orientierung am lokalen Gemeinwesen lässt sich „jedoch in den westlichen Industrienationen – mit dem Entstehen der oben angesprochenen Settlementarbeit – bis in die Zeiten der fortschreitenden Industrialisierung zurückverfolgen“ (Landhäuser 2009, S. 30). Die zentralen Prämissen der Settlementarbeit fasst Landhäuser (ebd., S. 46) folgendermaßen zusammen: „Einblicke in lokale Probleme und die Bedürfnisse der BewohnerInnen stellten [sic!] eine zentrale Notwendigkeit zur Entwicklung einer umfassenden Problemsicht dar, um somit den dort lebenden Menschen zielgerichteter begegnen zu können.“

Alice Salomon (1926) war die erste deutsche Sozialarbeitswissenschaftlerin, die die Rolle des territorialen Raums als kommunale Steuerungsgröße zur Überwindung nicht intendierter Nebenfolgen marktorientierter Hilfesysteme erkannte – 72 Jahre vor dem Bericht der *Kommunalen Gemeinschaftsstelle für Verwaltungsmanagement* (KGST 1998), in dem der Vorschlag einer sozialraumbezogenen Fach- und Finanzsteuerung erzieherischer Hilfen zur Kompensation dieser Nebenfolgen formuliert wurde: „Es gibt primitive Entwicklungsstufen der Wohlfahrtsarbeit, bei der die verschiedenen Einrichtungen sich Konkurrenz machen, in der jede einzelne Anstalt nach einer möglichst hohen Anzahl von Fällen strebt. Es ist schon ein Zeichen entwickelter Wohlfahrtsarbeit, wenn tastende Versuche zur Zusammenarbeit gemacht werden. [...] Eine organisierte planmäßige Zusammenarbeit [...] durch Teilung des Wirkungskreises nach Bezirken überwindet allmählich die Anarchie“ (Salomon 1926, S. 37).

War für Salomon Räumlichkeit vor allem eine bezirkliche, ist im KGST-Bericht 12/1998 (S. 36) explizit die Rede vom „sozialen Raum“. Schaut man sich die

Geberlaune

Weihnachten – Fest der Nächstenliebe, Fest des Schenkens, Gabenfest. Wie unterschiedlich sind doch die Untertitel des hiesigen wichtigsten Fests im Jahr. Klar ist: Das Geben steht im Mittelpunkt der weihnachtlichen Idee. Kein Wunder, dass genau die Vorweihnachtszeit die immer noch wichtigste Spendenzeit ist. Soweit alles beim Alten – oberflächlich betrachtet. Denn mit der fortschreitenden Entkernung des Weihnachtsgedankens in einer säkularer werdenden Gesellschaft verändert sich auch die Vorstellung vom Geben. Spitzt gefragt: Was heißt Geben in einer Anspruchsgesellschaft?

Antwort 1: „Je mehr Leute sich kritisch-rational und wissenschaftlich fundiert für gute Zwecke engagieren, desto besser.“ Originalton Website der Stiftung für effektiven Altruismus. Diese 2015 in der Schweiz gegründete Organisation versteht sich als Teil einer neuen sozialen Bewegung. Die „effektiven Altruisten“ (Eigenkürzel: EA) haben das Satzungsziel, die „Lebensqualität möglichst vieler empfindungsfähiger Wesen möglichst umfassend zu verbessern“. Die Erläuterung „Embryonen sind nicht leidendsfähig“ – und deshalb müsse Präimplantationsdiagnostik zu allen leidendmindernden Zwecken freigegeben werden, strichen die EA aber dann doch erst mal wieder von ihrer Seite. Die beiden wichtigsten Websites der EA-Bewegung (www.givewell.org und www.givingwhatwecan.org) empfehlen ausschließlich die Unterstützung einer Handvoll der angeblich weltweit wirksamsten Spendenorganisationen. Die elitäre Gabe – der neue Trend?

Antwort 2: „Die Gabe ist per se riskant und ungewiss.“ Diese These vertrat in seiner Hamburger Rede an der Bucerius Law School vor wenigen Wochen der Soziologe Frank Adloff. Verbinde man mit der Gabe zu konkrete Erwartungen oder gar eine Gegenleistung, so handle es sich um einen Tausch und nicht mehr eine Gabe. Und: Nach seiner Überzeugung ist es bei der großen Mehrzahl der Menschen in ihrem Wesen angelegt, in diesem Sinne als „homo donatus“ zu handeln und eben nicht als berechnender „homo oeconomicus“.

Bald ist Weihnachten: Achten Sie doch mal auf sich selbst und Ihre eigene Geberlaune.

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de

Bibliografie von Merten (2002, S. 19 ff.) zum Thema Sozialraum an, lässt sich eine räumliche Ausrichtung Sozialer Arbeit ebenfalls ab dem Jahr 1998 feststellen, was an der Zusammenführung des Begriffs „Sozialraum“ mit dem Terminus „Orientierung“ erkennbar ist.

2 Spatial Turn? | In der Sozialen Arbeit hat der Terminus „Sozialraum“ dazu geführt, zu vergessen, dass die „Erkenntnis der topologischen Struktur von Räumen, welche den Fokus auf die Beziehungen zwischen [sowie in, M.N.] Räumen und deren soziale Bedeutung legt [...] ihre Ursprünge in der Sozialraumanalyse, welche in den 1920er-Jahren von der Chicagoer Schule“ (Lang 2015, S. 134) und zuvor, in den 1890er-Jahren, von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Hull-House geprägt wurde.

Warum fand der Begriff Sozialraum erst in den 1990er-Jahren einen derart dominanten Eingang in die sozialarbeiterische Fachdebatte? Nach dem Zweiten Weltkrieg veröffentlichte *Hertha Kraus* ein Buch zum Thema „Casework in den USA. Theorie und Praxis der Einzelhilfe“ (Kraus 1950), das in der Fachdebatte auf fruchtbaren Boden fiel und einen kritischen Diskurs über die Einzel(fall)hilfe in Deutschland initiierte. Bereits am Ende der 1950er-Jahre erfuhren die dominierende Einzelfallorientierung des bundesrepublikanischen Wohlfahrtssystems und das damit einhergehende Risiko, gesellschaftliche Ursachen sozialer Probleme durch Soziale Arbeit zu individualisieren, massive Kritik innerhalb der Fachwelt.

Angetrieben durch die Arbeit von „visiting experts“, die wie *Hertha Kraus* als „soziale Experten“ nach Deutschland kamen, um der deutschen Sozialen Arbeit einen internationalen Anschluss zu ermöglichen, kam es zum Import angelsächsischer Community-Work-Ansätze als Gemeinwesenarbeit (GWA) nach Deutschland. Allerdings gab es „für einen mehrdimensionalen Community-Begriff, verstanden als territoriale, administrative, politische, kulturelle, formelle und informelle Einheit, [...] in Deutschland weder einen unmittelbar anschlussfähigen Begriff noch eine vergleichbare Community-Tradition“ (Fehren 2008, S. 136).

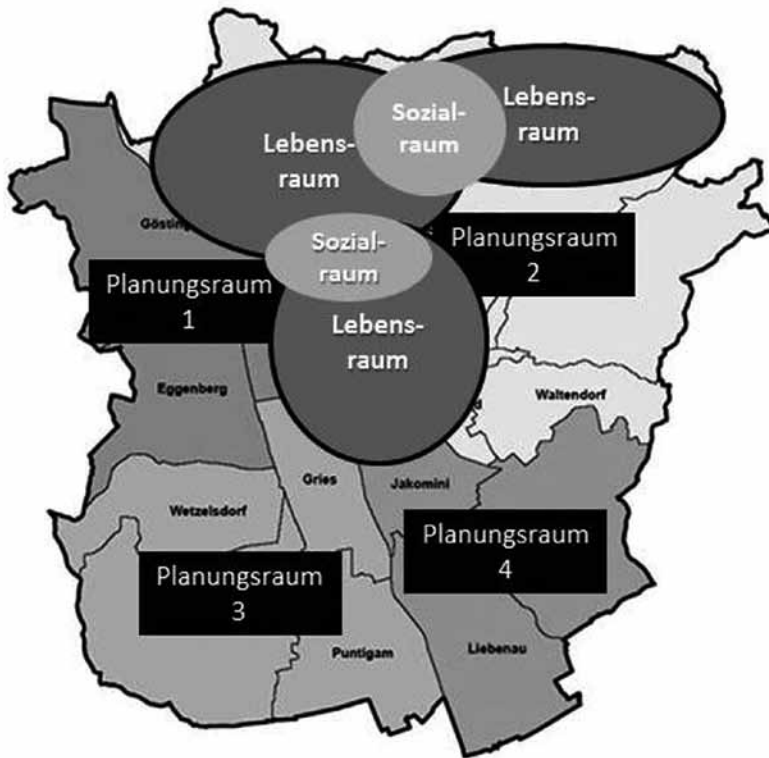
Aufgrund unterschiedlich interpretierter angelsächsischer Community-Work-Ansätze entwickelten sich verschiedene Varianten der GWA (Noack 2015a, S. 58 ff.). Die Neigung vieler Gemeinwesenarbeiterinnen und -arbeiter, die notwendige institutionelle

Verankerung innovativer gemeinwesenorientierter Projekte zu kritisieren oder auszublenden, wurde der GWA zum Verhängnis. Um gemeinwesenarbeiterische Handlungsprinzipien wie etwa die Orientierung an den Interessen der Bevölkerung institutionenkompatibel zu machen, wurde ab den 1990er-Jahren in Essen am Institut für Stadtteilentwicklung, Sozialraumorientierte Arbeit und Beratung (ISSAB) der Universität Duisburg-Essen das Fachkonzept „Sozialraumorientierung“ (SRO) entwickelt. Eine systematische Darstellung theoretischer sowie methodischer Grundlagen und kritischer Positionen zur Sozialraumorientierung findet sich bei Noack (2015a). Im vorliegenden Aufsatz wird der Raumbegriff dieses Fachkonzepts ausführlich dargestellt und begründet.

3 Räume als Gestaltungsmedium Sozialer Arbeit | Um eine Brücke zwischen den Lebenswelten eigensinniger Individuen und zweckrationalen Hilfesystemen bauen zu können, wurde ein dreidimensionaler Raumbegriff entwickelt (Noack 2015a, S. 76 ff.), der sowohl im institutionellen System als auch in den örtlich verinselten Lebenswelten anschlussfähig ist. Diese Anschlussfähigkeit lässt sich herstellen, indem konzeptionell zwischen Lebens-, Sozial- und Planungsräumen unterschieden wird (Abbildung rechts): Der Begriff *Lebensraum* wird für die Gesamtheit der räumlichen Dimensionen einer individuellen Lebenswelt verwendet. Dadurch sollen das subjektive Erleben des Raumes und das individuelle Verarbeiten dieses Erlebens von objektiv wahrnehmbaren Raumaspekten begrifflich verschieden gekennzeichnet werden. *Sozialräume* sind das Ergebnis sich überlappenden, individuell konstruierter Lebensräume. Geografisch definierte Territorien als administrative Steuerungsgrößen sind keine Sozialräume. Deswegen werden sie als *Planungsräume* bezeichnet.

Wie lassen sich diese drei Raumdimensionen theoretisch begründen und welche Gestaltungsoptionen bieten sie der Sozialen Arbeit?

3-1 Was ist ein Lebensraum? | In der Fachdebatte besteht weitestgehend Einigkeit darüber, subjektive Raumkonstruktionen in die Gestaltung sozialer Dienstleistungen einzubeziehen. Laut Löw sind in diesem Zusammenhang zwei Prozesse zu unterscheiden: Spacing und Synthese: „Raum ist eine relationale (An-)Ordnung sozialer Güter und Menschen (Lebewesen) an Orten. [...] Raum wird konstituiert durch zwei ana-



lytisch zu trennende Prozesse, die Syntheseleistung und das Spacing. Die Syntheseleistung ermöglicht es, Ensembles sozialer Güter und Menschen wie ein Element zusammenzufassen“ (Löw 2001, S. 224 f.).

Subjektive Raumsynthesen hängen demnach mit Wahrnehmungsprozessen zusammen, die sich verstehen lassen, wenn der Blick über den Tellerrand der Sozialwissenschaften hin zur Neurobiologie geweitet wird. Das Erklärungspotenzial der Neurobiologie zu den Mustern und Ausprägungen subjektiver Konstruktionen von Lebensräumen ergibt sich vor allem durch eine Berücksichtigung des menschlichen Körpers, der in der Soziologie in der Tat tendenziell ausgeblendet wird (Schroer 2003, S. 73). Dabei ist der Körper die zentrale Vermittlungsinstanz zwischen individuellen zerebralen Konstrukten und der Außenwelt des Individuums.

„Unsere räumliche Erlebniswelt ist aus vielerlei Unter-Welten zusammengesetzt, nämlich der Sehwelt, der Hörwelt, der Tastwelt und der Schwerwelt. Diese

Welten werden [...] im Gehirn unabhängig voneinander verarbeitet. [...] Das Merkwürdige dabei ist, dass wir unser Gehirn bei all seinen ‚konstruktiven‘ Leistungen gar nicht erleben. [...] Fazit: Wenn ich mich durch diese Welt bewege, dann bewegt sich ein Konstrukt des Gehirns durch eine konstruierte Raumwelt“ (Roth 2003, S. 45 und 51).

Bewegen wir unseren Körper, erfahren wir den ihn umgebenden Raum aufgrund zerebraler Konstruktionsleistungen als ein absolutes Bezugssystem unserer Bewegungen (Gölz 1970, S. 63): Häuser, Straßenlaternen, Wälder und Flusslandschaften sind fest in ihm verankert. Nun könnte man zur Auffassung gelangen, der Autor beziehe sich auf veraltete Literatur und übergehe somit moderne raumsoziologische Auffassungen, „schließlich hat sich das Raumverständnis verändert und wir denken heute Raum relationaler und dynamischer“ (Löw 2015) und nicht mehr absolut verdinglichend. Doch der Bezug auf klassische philosophische Untersuchungen zum Raum erfolgt bewusst.

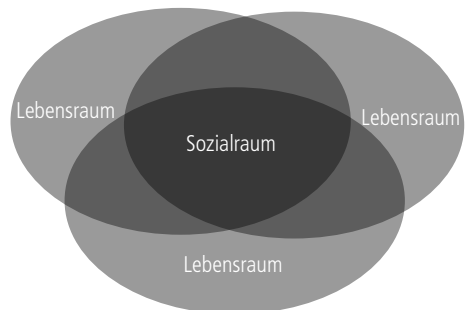
Neue Denkweisen sind nicht „richtiger“ als ältere, nur weil sie aktuell oder en vogue sind. Häufig neigen aktuelle Theorieperspektiven sogar dazu, das Vergessen zu vergessen. In diesem Fall ist das Vergessen der Funktion einer „absoluten Behälterraumperspektive“ angesprochen, die *Einstein Newton* zugeschrieben hat. Ein räumlich absoluter Blickwinkel wird kritisiert, weil „Raum als eigene Realität“ und nicht als „Folge menschlichen Handelns“ aufgefasst werde (Löw 2001, S. 264). Doch geht mit einer Berücksichtigung der absoluten Raumperspektive tatsächlich eine Ausblendung handelnder Subjekte und der von ihnen erlebten sowie hergestellten räumlichen Relationen einher?

Hier wird die Auffassung vertreten, dass der territoriale Raum als absolut-dinglicher Raum erlebt wird und dieses Erleben als Quelle erfahrungsbasierter Lebensraumkonstruktionen fungiert. Der Mensch erlebt sich in seinen unterschiedlichen Lebensräumen als absolut verankert, was nicht der „These von einer Relativität des jeweiligen Bezugsraumes“ widerspricht, denn „es handelt sich hier nicht um physikalische, sondern um phänomenale Absolutheit“ (Gölz 1970, S. 37). Für die kognitive Konstruktion phänomenaler Raumrepräsentationen sind zu Erfahrungen geronnene intersubjektive Interaktionen verantwortlich. Dass eine Flusslandschaft als solche erlebt wird, resultiert aus der Erfahrung des Subjekts, dass andere Subjekte die wahrnehmbaren Elemente einer Flusslandschaft, wie fließendes Wasser, Uferzonen, Schilfwuchs und Enten, kognitiv zur Gestalt „Flusslandschaft“ verbinden. Im Rahmen von Sozialisations- und Enkulturationsprozessen lernen wir die Etiketten von Wahrnehmungselementen ebenso kennen (der Haufen Sand am Rande fließenden Wassers wird als Ufer bezeichnet) wie deren Verbindung mit anderen sinnlich erfahrbaren Elementen zu intersubjektiv anerkannten Raumgestalten (das Ufer und das fließende Wasser werden von Mitmenschen mehrheitlich zur Gestalt einer Flusslandschaft verbunden und als solche bezeichnet). Insofern sind nicht unsere „Netzhaut, sondern die Gehirnvorgänge die unmittelbare Grundlage unseres Raumerlebnisses“ (ebd., S. 33).

Derart perzeptiv konstruierte Lebensräume eines Menschen können in verschiedenen räumlichen Territorien verortet sein und bilden ein individuelles Lebensraumnetzwerk. Damit sind wir bei einer sozialarbeiterischen Gestaltungsnotwendigkeit auf der Ebene des individuellen Lebensraumes angekommen:

der Berücksichtigung örtlich als Inseln angeordneter Lebensräume. Die Ausblendung örtlich verteilter lebensräumlicher Bezüge von Hilfe suchenden Menschen stellt einen sozialarbeiterischen Kunstfehler dar. Daher sind interterritoriale Kooperationen zwischen Fachkräften, die für unterschiedliche Planungsräume zuständig sind, notwendig. Interterritoriale Kooperationen ermöglichen es, nicht nur den Wohnort der Menschen bei der Hilfestaltung zu berücksichtigen, sondern auch örtlich als Inseln angeordnete Lebensräume und – wenn von den Betroffenen gewollt – Lebensräume an bisher nicht genutzten Orten zu eröffnen.¹

3-2 Was ist ein Sozialraum? | Im sozialarbeiterischen Fachdiskurs sollten die Ebenen der Lebensräume von der Ebene des Sozialraums getrennt werden, um Begriffsverwirrungen zu vermeiden, die zu der Annahme führen, es gäbe so viele Sozialräume wie



Individuen (Abbildung). Das zentrale Definitionselement des Begriffs Sozialraum ist die Überlappung individueller Lebensräume, welches die „Zwitterstellung dieser Raumdimension“ anzeigt und die Rede vom intersubjektiven Raum begründet: „Der intersubjektive Raum kann nie ‚von keinem Standpunkt aus‘, er muß immer vom Standpunkt eines konkreten Subjekts aus, also zugleich als privater Raum erlebt werden. Daher ist er ein *intersubjektiver* Raum. Aber *in* diesem Erlebnis eines scheinbar nur privaten Raumes habe ich zugleich das Bewusstsein, daß er in einem bestimmten Sinne der für mich und die Anderen gemeinsame Raum ist. Daher ist er ein *intersubjektiver* Raum“ (Gölz 1970, S. 68 f., Hervorhebungen im Original).

Wenn ich meinen Wohnort wechsle, erfahre ich durch Beobachtungen, Interaktionen und Gespräche,

¹ Hinweise für den Aufbau und die Steuerung interterritorialer Kooperationen finden sich in Noack 2015b.

welchen Sinn die Menschen in meiner Nachbarschaft diesem Ort verleihen. Höre ich die Leute von „meinem Veedel“ reden, beteilige ich mich an derlei Unterhaltungen, weil sie Sinn für mich ergeben oder meinem Alltag Sinn geben, und erkenne ich die territorialen Strukturen (an), durch die dieser intersubjektiv geteilte Raumbezug eingegrenzt wird (etwa von der Bahntrasse im Norden, der Bundesstraße im Südwesten und dem östlich angrenzenden Gewerbegebiet), übernehme ich diese Raumbedeutungen, wodurch sich meine Lebenswelt mit den Lebenswelten der beobachteten Menschen an diesem Ort überlappt. Die Möglichkeit der Konstitution von Sozialräumen auf der Grundlage sich überlappender Lebenswelten ist auf wahrnehmbare Raumsymbole und beobachtbare Interaktionen mit Partizipationsoptionen angewiesen. Insofern wird hier dem von *Wehrheim* (2015, S. 28) aus *Seibels* Vorlesungen zitierten Beispiel gefolgt: „Ob ich einen Menschen küsse oder schlage, ist nicht darin begründet, dass ich ihm räumlich nah bin. Letzteres ist lediglich die Voraussetzung dafür, sowohl das Eine als auch das Andere tun zu können.“

Die Feststellung jedoch, „dass in der weiteren Literatur unklar bleibt, ob mit der ‚Gemeinsamkeit des Wohnortes‘ das Mehrfamilienhaus, der Straßenblock oder eine Einheit, die alltagsprachlich eher als Stadtviertel bezeichnet würde, gemeint ist“ (*Wehrheim* 2015, S. 28), ist ebenso korrekt wie gehaltlos. Diese Frage ist keine akademische, sondern eine intersubjektive, die jene Menschen betrifft, die einen gemeinsamen Wohnort teilen. Dies führt zu sozialarbeiterischen Gestaltungsoptionen auf der Ebene von Sozialräumen. Fachkräfte sozialer Dienste, die eine planungsräumliche Zuständigkeit haben, können erkunden, ob es „kleinräumigere Communities innerhalb dieses größeren Bezugsrahmens“ (*Fehren* 2008, S. 156) gibt, um diese mit den dort lebenden Menschen zu gestalten.

Basierend auf diesen Überlegungen wurde sozialraumorientierter Sozialer Arbeit eine Raumdefinition zugrunde gelegt, in der die Unterscheidung zwischen Lebens-, Sozial- und Planungsraum implizit, jedoch nicht auf der Grundlage einer trennscharfen Unterscheidung dieser Begriffe erfolgt: „Je nach subjektiver Definition, Ausstattung und Gruppenzugehörigkeit werden also höchst individuell Sozialräume definiert. Gleichzeitig gibt es Überlappungen, an denen sich verschiedene, höchst individuelle Sozialräume überschneiden; [...] die dann von einem Teil der Bevölkerung als

„unser“ Sozialraum bezeichnet werden: Stadtteile, Straßen, Dörfer, Bezirke. [...] *Zum anderen* wird der Sozialraum als Steuerungsgröße genutzt, definiert von Institutionen, die bezogen auf ein Wohngebiet Personal und Geldströme konzentrieren. Diese großen räumlichen Einheiten erfassen nie präzise die zahlreichen und individuellen Definitionen von Sozialräumen, sie werden jedoch sinnvollerweise geschnitten anhand möglichst plausibler und nachvollziehbarer Gebietsdefinitionen und sind somit Bindeglied zwischen der verwaltungsseits notwendigen Ordnungskategorie einerseits und den lebensweltlich vorgenommenen Raumdefinitionen andererseits“ (*Hinze; Treeß* 2014, S. 32, Hervorhebungen im Original).

Problematisch an dieser Definition ist die Bestimmung von drei hochgradig verschiedenen Raumdimensionen – der individuellen, der intersubjektiven und der sozialplanerischen – mit einem Begriff: dem des Sozialraums. Diese Mehrdeutigkeit hat zu vielen (auch gewollten) Missverständnissen geführt, wie beispiels-

ALICE SALOMON


HOCHSCHULE BERLIN
University of Applied Sciences

berufsbegleitender Masterstudiengang

Biografisches und Kreatives Schreiben

Bewerbungen bis zum 15.7.2017

Studienberatung

Guido Rademacher (Dozent):

rademacher@ash-berlin.eu

Johanna Isensee (Koordination):

Tel.: 030/99245-332

www.ash-berlin.eu/bks


weise, Sozialraumorientierung sei nicht vorrangig auf das Individuum, sondern die soziale Infrastruktur gerichtet (Kessl; Reutlinger 2015).

3-3 Was ist ein Planungsraum? | Wie aus den obigen Ausführungen hervorgeht, bilden die Wahrnehmung von und die Partizipation an territorial verorteten Interaktionen und symbolisch aufgeladenen Raumdingen oder, aktueller ausgedrückt, sozialen Gütern Voraussetzungen für die intersubjektive Lebensraumkonstruktion und deren Überlappung zu Sozialräumen, deren Sinn intersubjektiv geteilt wird. Diese intersubjektiv geteilte Wirklichkeit ist die Basis der alltäglichen Lebensführung von Menschen in einer Nachbarschaft, an der das Fachkonzept Sozialraumorientierung ansetzt. Daher werden im Rahmen sozialraumorientierter Umbauprozesse funktional differenzierte Aufbau- und Ablauforganisationen durch planungsraumbezogene Organigramme ersetzt. Dadurch kann die Lebenswelt- und Alltagsorientierung sozialer Dienste erhöht werden, weil Organisationen sich „durch Organigramme einen formalen Plan, eine Karte des Selbst“ (Drepper 2003, S. 109) machen.

Es ist wenig produktiv, solche „Territorialisierungsstrategien“ schlicht als falsch zu bezeichnen, weil beispielsweise Stigmatisierungsphänomene aufgrund von Stadtteilzugehörigkeiten als „Symbolisierungen und Inszenierungen“ und nicht als Konsequenz eines bestimmten Territoriums“ (Kessl u.a. 2005, S. 11) verstanden werden. Aus der Praxis des Quartiermanagements wissen wir, dass die Bewohnerinnen und Bewohner eines Stadtteils mit einem negativen Image – also eines stigmatisierten Territoriums – „solche Zuschreibungen“ internalisieren (van Elten 2015, S. 174). Diese Zuschreibungen resultieren sehr wohl auch aus der baulichen Beschaffenheit und der geografischen Lage des Territoriums beziehungsweise Stadtteils.

Damit kommen wir zu einer sozialarbeiterischen Gestaltungsoption für diese Raumebene: Territoriale Engführungen der Stadt(teil)entwicklung lassen sich vermeiden, indem durch die Vernetzung der lokalen Ebene mit gesamtstädtisch wirksamen Akteurinnen und Akteuren (beispielsweise Mitglieder von Ratsfraktionen, der Handwerkskammer, der Arbeitsverwaltung, der Presse etc.) Bedarfe des Stadtteils „nach außen“ vermittelt und in kommunale politische Gremien eingespeist werden, was in der Praxis erstaunlich häufi-

ger geschieht, als es kritische Stimmen (Wehrheim 2015, Kessl; Reutlinger 2015) vermuten. So beschreibt beispielsweise van Elten (2015, S. 175), Quartiermanager in Köln-Rondorf/Meschenich, „die Herstellung von Öffentlichkeit sowohl im Sozialraum wie auch in der Stadt“ als eine seiner wichtigsten Aufgaben.

4 Resümee | Bereits vor dem Spatial Turn hatte der Raum eine nicht nur auf wenige Vordenkerinnen und Vordenker beschränkte Bedeutung für disziplinäre Reflexionen in der Soziologie sowie in der Sozialarbeitswissenschaft und für die professionelle Soziale Arbeit. Daher schließt dieser Beitrag mit dem Plädoyer, das Vergessen nicht zu vergessen, um an fachlichen Traditionen anzuknüpfen und dadurch Raum nicht immer wieder neu entdecken zu müssen.

***Dr. Michael Noack** ist Vertretungsprofessor für Sozialraumorientierung am Fachbereich für Sozialwissenschaften der Hochschule Koblenz und Quartiermanager. Seine Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte sind qualitative sowie quantitative Methoden der empirischen Sozialforschung, interdisziplinäre Netzwerkforschung und sozialräumliche Organisations- und Netzwerkentwicklung. E-Mail: noack@hs-koblenz.de*

Literatur

- Drepper**, Thomas: Der Raum der Organisation – Annäherungen an ein Thema. In: Krämer-Badoni, Thomas; Kuhn, Klaus (Hrsg.): a.a.O. 2003, S. 103-130
- Fehren**, Oliver: Wer organisiert das Gemeinwesen? Zivilgesellschaftliche Perspektiven Sozialer Arbeit als intermediärer Instanz. Berlin 2008
- Gölz**, Walter: Dasein und Raum. Philosophische Untersuchungen zum Verhältnis Raumerlebnis, Raumtheorie und gelebtem Dasein. Tübingen 1970
- Häußling**, Roger: Relationale Soziologie. In: Stegbauer, Christian; Häußling, Roger (Hrsg.): Handbuch Netzwerkforschung. Wiesbaden 2010, S. 63-87
- Hinte**, Wolfgang; Treeß, Helga: Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe. Theoretische Grundlagen, Handlungsprinzipien und Praxisbeispiele einer kooperativ-integrativen Pädagogik. Weinheim 2014
- Kessl**, Fabian; Reutlinger, Christian: „Sozialraumorientierung“: Von der Reformhoffnung zum Heilsversprechen. Die (bundesdeutsche) Situation am Anfang der 2010er-Jahre. In: <http://www.soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/viewFile/401/711.pdf> (veröffentlicht 2015, abgerufen am 20.10.2016)
- Kessl**, Fabian u.a.: Einleitung. In: Kessl, Fabian u.a. (Hrsg.): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden 2005, S. 11-30
- KGSt** – Kommunale Gemeinschaftsstelle für Verwaltungs-

NIEDERSCHWELLIGKEIT ALS HANDLUNGSKONZEPT SOZIALER ARBEIT | Theore- tisch-konzeptionelle Grund- lagen und aktuelle Heraus- forderungen

Claudia Steckelberg

Zusammenfassung | In diesem Beitrag werden die konzeptionellen Grundlagen niederschwelliger Sozialer Arbeit mit Menschen in besonderen Lebenslagen rekonstruiert und ihre theoretischen Bezüge erörtert. Widersprüche und Spannungsfelder, die in der Praxis bewältigt werden müssen, sind vor allem vor dem Hintergrund der mangelnden fachlichen Anerkennung dieses Ansatzes und aktueller gesellschaftspolitischer Entwicklungen zu erklären. Niederschwellige Einrichtungen sind gefordert, ihre professionelle Haltung, die primär auf Stabilisierung und Anerkennung und nicht verstärkt auf Disziplinierung und Normalisierung setzt, fachlich und politisch offensiv zu vertreten.

Abstract | This article reconstructs the conceptual foundations of low-threshold social work for people living in special circumstances, discussing theoretical questions arising in this field. Contradictions and areas of tensions arising in practical work can largely be explained against the background of an insufficient professional recognition of this approach, while it is also important to take account of current socio-political developments. Low-threshold institutions are called upon to show expertise and to be politically offensive in defending their professional attitude which primarily focuses on stabilisation and recognition rather than on disciplining and normalisation.

Schlüsselwörter ► Soziale Arbeit ► Methode
► soziale Abgrenzung ► Hilfsbedürftigkeit
► niedrigschwellig

1 Einleitung | Niederschwelligkeit ist ein Begriff, der sich in der Fachsprache Sozialer Arbeit etabliert hat. Vor allem in der Praxis taucht er in Konzepten

management: Kontraktmanagement zwischen öffentlichen und freien Trägern in der Jugendhilfe (B 12/1998). Köln 1998
Knabe, Judith; van Rieën, Anne; Blandow, Rolf (Hrsg.): Städtische Quartiere gestalten. Kommunale Herausforderungen und Chancen im transformierten Wohlfahrtsstaat. Bielefeld 2015

Krämer-Badoni, Thomas; Kuhm, Klaus (Hrsg.): Die Gesellschaft und ihr Raum: Raum als Gegenstand der Soziologie (Stadt, Raum und Gesellschaft). Opladen 2003

Kraus, Hertha: Casework in USA. Theorie und Praxis der Einzelhilfe. Frankfurt am Main 1950

Landhäußer, Sandra: Communityorientierung in der Sozialen Arbeit. Die Aktivierung von sozialem Kapital. Wiesbaden 2009

Lang, Susanne: Stadtentwicklungskonzepte: eine historische Hinführung und Einordnung. In: Knabe, Judith; van Rieën, Anne; Blandow, Rolf (Hrsg.): a.a.O. 2015, S. 131-148

Löw, Martina: Raumsoziologie. Frankfurt am Main 2001

Löw, Martina: Space Oddity. Raumtheorie nach dem Spatial Turn. In: <http://www.sozialraum.de/space-oddy-raumtheorie-nach-dem-spatial-turn.php> (veröffentlicht 2015, abgerufen am 20.10.2015)

Merten, Roland: Bibliographie „Sozialraumorientierung“. In: Merten, R. (Hrsg.): Sozialraumorientierung. Zwischen fachlicher Innovation und rechtlicher Machbarkeit. Weinheim 2002, S. 19-30

Noack, Michael: Kompendium Sozialraumorientierung. Geschichte, theoretische Grundlagen, Methoden und kritische Positionen. Weinheim 2015a

Noack, Michael: Über den Sozialraum hinaus. Interterritoriale Hilfen in sozialraumorientierten Kinder- und Jugendhilfesystemen. Köln 2015b

Roth, Gerhard: Ich – Körper – Raum. Die Konstruktion der Erlebniswelt durch das Gehirn. In: Krämer-Badoni, Thomas; Kuhm, Klaus (Hrsg.): a.a.O. 2003, S. 35-52

Salomon, Alice: Soziale Diagnose. Berlin 1926

Schroer, Markus: Raumkörper und Körperraum – zwischen Öffnung und Schließung. In: Krämer-Badoni, Thomas; Kuhm, Klaus (Hrsg.): a.a.O. 2003, S. 73-92

Simmel, Georg: Soziologie. Untersuchungen über Formen der Vergesellschaftung. Frankfurt am Main 1992

Stoik, Christoph: Sozialraumorientierung als Konzept für unterschiedliche Handlungsfelder? Begriffliche Erklärungen. In: Sozialraumorientierung: Chancen und Risiken. Dokumentation der internen Fachtagung des Österreichischen Komitees für Soziale Arbeit. Wien 2015

van Elten, Ludger: Menschen, Ideen und Möglichkeiten zusammenbringen. Ein Praxisbeispiel aus der Bürger- und Sozialraumorientierung „Lebenswerte Veedel“ aus dem Sozialraumgebiet Köln Rondorf/Meschenich. In: Knabe, Judith; van Rieën, Anne; Blandow, Rolf (Hrsg.): a.a.O. 2015, S. 167-182

Wehrheim, Jan: Quartier – Stadt – Gesellschaft. In: Knabe, Judith; van Rieën, Anne; Blandow, Rolf (Hrsg.): a.a.O. 2015, S. 21-40